Hans-Dieter König

Der von George W. Bush geführte Krieg gegen den Terrorismus.

Zur psychoanalytischen Rekonstruktion der Wirkungsweise der medialen Inszenierungen des amerikanischen Präsidenten¹

George W. Bush's war against terrorism.

A psychoanalytic reconstruction of the effect of media setups

Zusammenfassung:

Hans-Dieter König analysiert mit Hilfe der von Alfred Lorenzer entwickelten Methode der tiefenhermeneutischen Kulturforschung Ausschnitte aus einer Rede von George W. Bush zum fünften Jahrestag des 11. September. Die psychoanalytische Rekonstruktion zeigt exemplarisch, wie Bushs charismatische Selbstinszenierungen als Prediger eine doppelbödige Wirkung entfaltet: Der manifeste Sinn der Rede lautete, dass ein apokalyptischer Krieg gegen „das Böse“ zu führen sei, das sich in den Terroranschlägen des 11. September offenbart habe. Der latente Sinn bestand hingegen darin, alle Gefühle der Anteilnahme und der Trauer um die Opfer unbewusst zu machen, die zu Märtyrern stilisiert wurden, auf die Amerika stolz sein könnte. Der Beitrag steht in der Tradition von Freuds sozialpsychologischen Schriften und der von Adorno begründeten Autoritarismusforschung. Der Autor gelangt in Anschluss an Lyotard zu dem Schluss, dass Bush durch eine bunte Vielfalt heterogener Inszenierungen auf einen „postmodernen Autoritarismus“ gesetzt hat, der seinen Zuhörern signalisierte, dass „anything goes“.

Schlagworte: Autoritarismusforschung, 11. September 2001, Postmoderne, psychoanalytische Kulturforschung, Sozialpsychologie, Tiefenhermeneutik, Medienwirkungsforschung

Abstract:

Parts of a speech made by George W. Bush at the fifth anniversary of September 11 are analyzed using Alfred Lorenzer's method of culture research in terms of deep hermeneutics. The psychoanalytical reconstruction exemplarily shows the ambiguous effect of Bush's charismatic self-staging as a preacher: The manifest meaning of his speech was that it is imperative to wage apocalyptic war against the "evil" that had manifested itself in the terror strikes of September 11. The latent meaning, in contrast, was to relegate to the unconscious any feelings of empathy with and mourning for the victims, who were cast as martyrs that America could be proud of. The article links to the tradition of Freud's social-psychological writings and to research on authoritarianism as constituted by Adorno. Following Lyotard, the author concludes that Bush, using a great variety of heterogeneous media setups, banked on a kind of "post-modern authoritarianism" that conveyed the message of "anything goes" to his audience.

Keywords: research on authoritarianism, September 11, 2001, post-modernity, psychoanalytic cultural research, social psychology, deep hermeneutics, research on media effects

1. Zum Verhältnis von Medienwirkungsforschung und psychoanalytischer Sozialpsychologie

Bevor Ergebnisse eines sozialpsychologischen Forschungsprojektes zur Wirkungsweise von George W. Bushs medialen Inszenierungen in der Öffentlichkeit dargestellt werden, soll zunächst umrissen werden, wie diese psychoanalytische Studie an die Ergebnisse der Medienwirkungsforschung anschließt.

Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Wirkung der Attentate vom 11. September 2001 auf die Weltöffentlichkeit, so fällt auf, wie unterschiedlich dieses Medienereignis in der westlichen Welt und in der arabischen Welt rezipiert wurde: Auf der einen Seite reagierten die Amerikaner auf die Terroranschläge mit Gefühlen von Angst und Entsetzen, von Schmerz, Demütigung und Ohnmacht, die eine maßlose Wut und in den Fernsehstudios einen „Ruf nach Vergeltung“ nach sich zogen (Dische 2001, S. 29). Wie alle Fernsehsender tagelang die „Endlosschleifen der explodierenden New Yorker Türme“ sendeten, so wurden auf allen Kanälen immer wieder die Bilder von Amerikanern eingeblendet, „die Flaggen kaufen, Vergeltung fordern, Rache und Gottes Segen“ (ebd., S. 29 u. S. 31). Zudem gaben die Attentate der geringen Popularität Bushs Auftrieb. Wie sich die durch die Terroranschläge erschütterten Amerikaner nach dem 11. September schlagartig hinter ihren Präsidenten stellten, so schienen die Terroranschläge zugleich die Notwendigkeit der von Bush geforderten Politik der militärischen Aufrüstung zu bestätigen.

Auf der anderen Seite weckten die Anschläge in den Ländern der Arabischen Liga nicht selten eine „klammheimliche Freude“ (Armbruster 2002, S. 98). Für viele Araber wurde Osama bin Laden durch die Attentate vom 11. September zum „Robin Hood der Machtlosen“ (El-Gawhary 2002, S. 112). Deshalb wurde er für sie „zur arabisch-islamischen Ikone eines Helden, der ›den Islam‹ gegen die USA und den Westen verteidigt“ (Wild 2002, S. 155). So übte bin Laden „eine gewisse Faszination auf viele Bürger“ der arabisch-islamischen Welt aus, weil er „der Weltmacht USA aus der Position der für die arabische Welt paradigmatischen Schwäche und Unterlegenheit heraus einen Schock zu versetzen“ vermochte (Hafez 2002, S. 233).

Die unterschiedliche Rezeption des 11. September in der westlichen und in der arabischen Welt bestätigt zunächst einmal die klassische These von Paul F. Lazarsfeld u.a. (1944), dass unterschiedliche Publika mediale Ereignisse ihren unterschiedlichen Einstellungen entsprechend selektiv wahrnehmen. Ganz in diesem Sinne ließe sich mit Joseph T. Klapper (1960) vermuten, dass die Wirkung der Massenmedien mehr von vermittelnden Faktoren wie der sozialen Situation, den psychischen Merkmalen, dem Alter und dem Geschlecht des Publikums als vom Inhalt der medialen Botschaft abhängt.

Doch zugleich ist unübersehbar, wie einheitlich die öffentliche Meinung im Westen und in der arabischen Welt auf die Terroranschläge reagierte. Warum es Bush nach dem 11. September so mühelos gelang, Amerika und die westliche Welt für einen Krieg gegen den Terrorismus einzunehmen, lässt sich aus der Perspektive der neueren Medienwirkungsforschung, welche die Befunde von Lazarsfeld u.a. relativiert, folgendermaßen begründen:

1. Bush vermochte seine Landsleute und die westliche Welt für den Krieg gegen den Terrorismus zu mobilisieren, weil er sich nach den Terroranschlägen des 11.

September zu einem Thema äußerte, das für die Öffentlichkeit völlig neu war. Derart konnte der Präsident bei der ersten Auseinandersetzung mit diesem neuen Thema einen Bezugsrahmen („frame of reference“) herstellen, „in den alle folgenden Erfahrungen und Informationen eingepasst und von dem aus sie interpretiert“ wurden (Noelle-Neumann u.a. 1989, S. 363). Der Umstand, dass Bush bei seinen Auftritten in der Öffentlichkeit permanent die Vorstellung beschwor, dass die Bedrohung durch den Terrorismus die größte Gefahr für Amerika und die westliche Welt darstelle, lässt sich zudem mit dem Modell des „agenda-setting“ erklären (vgl. Schenk 1987). Der Präsident vermochte die Öffentlichkeit für den Krieg gegen den Terrorismus zu gewinnen, weil er dieses Thema immer wieder als das wichtigste Problem seiner Tagespolitik darstellte. Und mit Winfried Schulz (1982) kann man davon sprechen, dass die medialen Auftritte des Präsidenten wirksam waren, weil sie die an das Publikum herangetragene Realität von Anfang an so konstruierten, dass sie den Interessen der Bush-Administration entsprach.

Wie einleuchtend diese Konzepte der neueren Medienwirkungsforschung auch erscheinen, sie lassen doch die Frage unbeantwortet, aufgrund welcher Motive die Menschen den Kriegen gegen Afghanistan und den Irak zustimmten. Denn wer sich von seiner Vernunft leiten ließ, dem musste eine internationale Polizeiaktion gegen das Terrornetzwerk al-Quaida sinnvoller erscheinen als ein Krieg gegen eines der ärmsten Entwicklungsländer. Zudem konnte Bush keine glaubwürdigen Argumente dafür anführen, dass Hussein bin Laden unterstütze und der Irak durch den Bau von Atomwaffen den Frieden im Nahen Osten bedrohe.

2. Darüber hinaus hat die neuere Medienwirkungsforschung gezeigt, dass politische Reden nicht nur dadurch wirken, dass sie sich rationaler Argumente bedienen, sondern auch auf Emotionen setzen (vgl. Noelle-Neumann u.a. 1989, S. 391). Zudem wurde nachgewiesen, dass „die Vorstellung, die sich das Publikum von einem Kommunikator macht, (...) für seine Wirkung genau so ausschlaggebend (ist) wie (das.) was er sagt“ (ebd., S. 392). An diese Forschungsergebnisse der neueren Medienwirkungsforschung hat das vorliegende Projekt unmittelbar angeschlossen. Denn es wurde untersucht, wie der amerikanische Präsident weniger durch sachliche Argumente, als vielmehr durch das Wecken von starken Emotionen auf sein Publikum einwirkte. Zudem wurde analysiert, dass Bushs Wirkung auf seine Landsleute nicht nur vom Inhalt seiner politischen Reden abhing, sondern auch davon, wie er seine Person im Fernsehen in Szene setzte.

3. Zwar waren in Amerika nach den Attentaten des 11. September auch die kritischen Stimmen der Intellektuellen zu hören. So gab der amerikanische Schriftsteller Stewart O’Nan (2001) zu bedenken, dass „die meisten von uns (...) sich keine Rechenschaft darüber“ ablegen, „warum wir diese Feinde haben“ (S. 41). Und Susan Sontag (2001) warf die Frage auf, wo „das Eingeständnis“ sei, dass der Terrorangriff „als Konsequenz der Politik, Interessen und Handlungen der Vereinigten Staaten unternommen wurde“, deren Kampfflugzeuge „immer noch Bomben auf den Irak werfen?“ (S. 33). Diese kritischen Stimmen gingen in den Vereinigten Staaten jedoch schon bald in einer durch eine ohnmächtige Wut und durch ein Verlangen nach Rache geprägten Stimmungslage unter, die Bush schon am Abend des 11. September durch seinen Aufruf zum Krieg gegen den Terrorismus anheizte. In dem Maße, wie der Präsident die öffentliche Meinung

durch seine Vorstellungen vom Krieg gegen den Terrorismus zu beherrschen begann, wurden die Stimmen der Kritiker marginalisiert. Im Rückgriff auf Elisabeth Noelle-Neumanns (1980) Medienwirkungskonzept von der „Schweigespirale“ kann man davon sprechen, dass diejenigen, die sich aufgrund ihrer „als unpopulär empfundenen Ansichten“ in der Öffentlichkeit zu isolieren drohen, „lieber eine Tendenz zum Schweigen“ entwickeln (Noelle-Neumann u.a. 1989, S. 383). Während die für Bush Partei ergreifenden Amerikaner sich durch die öffentliche Meinung bestätigt sahen und zusehends lauter und ungehemmter ihre Auffassungen vertraten, fingen die Kritiker, deren Einschätzungen in der Öffentlichkeit mehr und mehr missbilligt wurden, zu schweigen an.

Wie einleuchtend sich die These von der Schweigespirale auch darstellt, die Schlussfolgerung, dass die von der öffentlichen Meinung missbilligte politische Auffassung „schließlich (...) ganz untergehen kann“ (Noelle-Neumann u.a. 1989, S. 264), wird doch der Sache selbst nicht gerecht. Denn als die Mehrzahl der Amerikaner Bushs Politik der militärischen Konfrontation müde geworden waren, gewannen die politischen Auffassungen der demokratischen Partei wieder an Einfluss. Der Umschlag der öffentlichen Meinung spiegelt sich im Ausbruch des so genannten „Obama-Fiebers“, im Zuge dessen die Wahl des ersten schwarzen Präsidenten mit dem Glauben an einen neuen Aufbruch Amerikas in die Zukunft verknüpft wurde. Will man aber mit einbeziehen, dass die während der Kriege gegen Afghanistan und gegen den Irak einer Schweigespirale zum Opfer gefallenen politischen Überzeugungen der demokratischen Opposition mit den neuen Präsidentenwahlen wieder Auftrieb bekamen und seit dem Regierungswechsel die öffentliche Meinung dominieren, dann ist ein anderes Modell der medialen Kommunikation erforderlich, um diese Wandlungsprozesse der öffentlichen Meinung angemessener abzubilden.

Anregend ist in diesem Kontext das von Robert K. Merton (1957) entwickelte Modell, das zwischen manifesten und latenten Funktionen der Massenkommunikation unterscheidet. Während manifeste Funktionen solche seien, „die vom Individuum oder von den Beteiligten in einem sozialen System beabsichtigt und auch wahrgenommen werden“ (Noelle-Neumann u.a., 1989, S. 122), seien mit latenten Funktionen „Folgen“ gemeint, „die weder beabsichtigt noch wahrgenommen werden“ (ebd.). Wie die manifeste Funktion der Fernsehnutzung darin bestehen könnte, sich in der Freizeit zu informieren und zu unterhalten, so könnte die latente Funktion in der Strukturierung eines ansonsten als monoton erlebten Alltags bestehen (vgl. ebd.). Mertons funktionalistisches Medienwirkungskonzept erhellt, wie naheliegend die auf der Grundlage eines psychoanalytischen Verständnisses der Kultur entwickelte Annahme ist, dass die Prozesse der medialen Kommunikation doppelbödig sind. Denn die öffentliche Meinung bildet eine moralische Instanz, der entsprechend man darüber übereinstimmt, „was zu billigen und was zu missbilligen sei“ (ebd., S. 258). Während es auf der manifesten Bedeutungsebene der öffentlichen Meinung um die politischen Auffassungen geht, die sich unter den herrschenden Machtverhältnissen „moralisch begründen“ lassen (ebd., S. 263), werden auf die latente Bedeutungsebene jene politischen Überzeugungen verbannt, die aufgrund ihrer Unvereinbarkeit mit der in Anspruch genommenen Moral missbilligt werden und als sozial anstößig gelten. Der manifeste Sinn der öffentlichen Kommunikation wurde während der Amtszeit von Bush durch die Themen der neokonservativen Republikaner geprägt, die unter der Führung des Präsidenten den Krieg gegen den Terrorismus zum wichtigsten Problem der Regierungspolitik erklärten. Die sozial- und regie-

rungskritischen Themen der demokratischen Opposition galten hingegen als anstößig und wurden daher auf die latente Bedeutungsebene der öffentlichen Meinung verbannt. Aber im Zuge der neuen Präsidentschaftswahlen kehrte sich in der öffentlichen Meinung das Verhältnis von Manifestem und Latentem um: Seitdem die Demokraten mit Obama wieder die manifeste Bedeutungsebene der öffentlichen Kommunikation beherrschen, werden die politischen Themen der Republikaner wieder missbilligt und auf eine latente Bedeutungsebene verbannt.

4. Wenn die medialen Inszenierungen des amerikanischen Präsidenten mit Hilfe der psychoanalytischen Sozialpsychologie untersucht werden, dann ist zu beachten, wie sehr sich dieses Projekt von einer medienwissenschaftlichen Untersuchung unterscheidet. Wenn etwa Andreas Elter (2005) die Propagandastrategien der Regierung Bush untersucht, dann analysiert er, wie die Washingtoner Regierung in den vergangenen Jahren den PR-Apparat umstrukturiert, Werbeagenturen eingesetzt und eine „graue Propaganda“ entwickelt hat, im Zuge derer „Halbwahrheiten“ genutzt und „relevante Informationen außer Acht gelassen wurden“ (S. 282). Ebenso wurde im Irakkrieg unter Bushs Oberbefehl auf „embedded reporters“ gesetzt, welche die Soldaten zwar begleiten durften, aber aufgrund der unmittelbaren Nähe zur kämpfenden Truppe keinen Überblick über den Gesamtzusammenhang der militärischen Operationen gewinnen konnten, der ihnen erst eine kritische Distanz ermöglicht hätte.

Wie wichtig die repräsentativ-statistische Untersuchung der Medienwirkungen und die Erhebung objektiver Daten auch ist, im Rahmen einer psychoanalytischen Studie wird ganz anders verfahren, weil durch qualitativ-interpretative Einzelfallrekonstruktionen exemplarisch das subjektive Erleben erschlossen werden soll, das der amerikanische Präsident durch seine Fernsehauftritte zu wecken suchte, um seine Landsleute für den Krieg gegen den Terrorismus einzunehmen. Es geht also nicht um die Analyse der sozialen Position der wirtschaftlich und politisch Mächtigen, die sich des amerikanischen Präsidenten bedienen haben, um ihre partikularen Interessen als allgemeine Interessen durchzusetzen. Es geht auch nicht um die Untersuchung der Klassenlage der konservativen Wähler oder um die ideologiekritische Analyse des Neokonservatismus und des Neoliberalismus, dessen sich die Regierung Bush zur Legitimation ihrer Machtpolitik bediente. Und es geht auch nicht um die medienwissenschaftliche Erforschung der Propagandastrategien des Präsidenten. Vielmehr geht es um die sozialpsychologische Rekonstruktion der Wünsche, Ängste und Phantasien, welche Bush durch seine Fernsehreden mobilisierte, um seine ZuhörerInnen für zwei Kriege gegen äußere Feinde einzunehmen, die an die Stelle der überfälligen politischen Maßnahmen zur Veränderung gesellschaftlicher Missstände getreten sind.

2. Methodologische Klippen bei der psychoanalytischen Erforschung einer sozialpsychologischen Fragestellung

Bevor aber die Erträge des eigenen Forschungsprojektes zu diesem Thema dargestellt werden, ist eine weitere Frage zu beantworten: Unter welchen methodologischen und methodischen Bedingungen erscheint die psychoanalytische Erforschung einer solchen sozialpsychologischen Fragestellung durchführbar?

Der amerikanische Psychoanalytiker Justin Frank (2004) hat diese Frage folgendermaßen beantwortet: Wenn man Bush „auf die Couch“ lege, stoße man darauf, dass dessen irrationaler Krieg gegen den Terrorismus auf frühkindliche Traumatisierungen zurückzuführen sei. Denn aufgrund einer aggressiven und kalten Mutter habe Bush als Kind nicht gelernt, das Projizieren destruktiver Impulse aufzugeben. Deshalb halte er auch als Erwachsener daran fest, die Welt in Gut und Böse zu spalten.

„Es gibt also guten Grund, George W. Bushs Drang, die Welt von gefährlichen Menschen zu befreien, nicht einfach als die politische Haltung eines Präsidenten zu sehen – sondern als den Drang eines vernachlässigten und emotional behinderten Kindes, das schreckliche Angst davor hat, den Gefahren seiner eigenen Psyche gegenüberzutreten“ (ebd., S. 32f.).

Diese Deutung ist infantilisierend und psychologisierend, weil durch die Reduktion von Bushs politischen Einstellungen auf unbewusste Erfahrungen des Säuglingsalters von der Bedeutung lebensgeschichtlicher Erfahrungen abstrahiert wird, die der Präsident im weiteren Verlaufe der Kindheit, im Jugend- und Erwachsenenalter gesammelt hat. Denn wie es schon Erik H. Eriksons (1968) Theorie des Lebenszyklus gezeigt hat, können in verschiedenen Lebensphasen die in der frühen Kindheit einsozialisierte Triebmatrix und die ihr entsprechende Struktur des Ichs und der Objektbeziehungen bestätigt und verstärkt, aber auch revidiert und korrigiert werden.

Hinzu kommt, dass Franks Studie psychologisiert, weil er davon abstrahiert, dass Bushs Denken in Dichotomien wie Gut und Böse auch das Resultat seiner politischen Sozialisation durch die neokonservative Weltanschauung der republikanischen Partei ist, die Amerika mit dem Guten identifiziert und in Kritikern oder politischen Gegnern die Verkörperung des Bösen sieht. Ebenso ignoriert Frank die religiöse Sozialisation des Präsidenten durch die Weltanschauung des christlichen Fundamentalismus, der Amerika als das von Gott auserwählte Volk und die Welt als die künftige Bühne für einen apokalyptischen Kampf der göttlichen Mächte gegen den Teufel betrachtet.

Ebenso psychologistisch ist Franks Einschätzung, dass sich die Amerikaner für Bushs Krieg gegen den Terrorismus begeistert haben, weil sich mit Hilfe der „Psychologie des Anführers“ auch die „Psychologie des Anhängers“ erklären lasse (ebd., S. 199).

„Zu diesem Zweck können alle zuvor erwähnten psychologischen Konstrukte, die beim tieferen Verständnis von Bushs Psyche geholfen haben, auch dabei helfen, die Psyche der politischen Körperschaft zu beleuchten“ (ebd.).

Erneut psychologisiert Frank, weil er die Eigendynamik sozialer Prozesse – nämlich das symbolische Interagieren des amerikanischen Präsidenten mit sei-

nen Landsleuten in der Öffentlichkeit – ins Psychologische auflöst, als ob es nur noch die Psyche des Präsidenten und die dazu passende Psyche des Anhängers gebe, eine Einzelperson, auf die damit Millionen von amerikanischen Wählern reduziert werden.

Wie unangemessen und irreführend Franks Verallgemeinerungen sind, lässt sich fassen, sobald man seine Überlegungen zu Ende denkt: Nach Frank vermag Bush die Mehrheit der Amerikaner für seine Außenpolitik einzunehmen, weil seine Wähler wie er selbst unter unbewältigten Erfahrungen der Mutter-Kind-Dyade leiden. Auf eine wie unhaltbare Weise Frank das Wahlverhalten seiner Landsleute infantilisiert, illustriert folgendes Gedankenexperiment: Franks Einschätzung zufolge wäre Bush von jenen Amerikanern gewählt worden, die wie er selbst unter unbewältigten Erfahrungen eines gestörten Säuglingsalters leiden würden. Im Umkehrschluss würde das heißen, dass die Wähler des demokratischen Gegenkandidaten im Säuglingsalter wohl eine genügend gute Mutter gehabt hätten. Infantilisierend ist diese Betrachtungsweise, weil lebenslange Identitätsfindungsprozesse auf das Drama des Säuglingsalters reduziert werden, von dessen Verlauf allein abhinge, ob die Amerikaner Bush wiederwählen oder ihn abwählen. Und psychologisierend ist diese Betrachtungsweise, weil Frank ignoriert, dass das Wahlverhalten der amerikanischen Bürger auch das Resultat einer politischen Sozialisation ist, die durch Prozesse der politischen Bildung in Adoleszenz und Erwachsenenalter, durch die Aufklärungsarbeit der Medien und durch die den Wahlkampf bestimmenden Prozesse der politischen Werbung, durch in der sozialen Schicht und in der Öffentlichkeit grassierende Vorurteile und Ressentiments sowie durch die herrschenden Weltanschauungen bestimmt wird.

Solche wilden Deutungen erklären sich dadurch, dass Frank auf eine methodisch unzulässige Weise soziale und politische Sinnzusammenhänge psychologisiert und pathologisiert. So behandelt er den von Bushs Amerika geführten Krieg gegen den Terrorismus wie einen Tagtraum, der sich auf unbewältigte Kindheitstraumata des Präsidenten und seiner Wähler zurückführen lasse. Justin Frank irrt, weil er das methodologische Problem nicht reflektiert, wie man mediale Ereignisse wie Bushs Krieg gegen den Terrorismus psychoanalytisch untersuchen kann, ohne den Präsidenten „auf die Couch“ zu legen.

Einen wichtigen Beitrag zur Beantwortung dieser sozialpsychologischen Frage hat Sigmund Freud (1921) in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ geleistet. Denn Freud ging es in dieser Schrift um die Frage, weshalb die Menschen in einer Masse nicht der Stimme ihrer Vernunft folgen, sondern sich „unbewussten Triebregungen“ überlassen (S. 69). Freuds Einschätzung, dass Menschen in einer Masse zu einer „primitiven Seelentätigkeit“ regredieren (ebd., S. 114), läuft darauf hinaus, dass sie von einer kindlichen Erlebnisweise eingeholt werden, der entsprechend sie sich einem Führer blind anvertrauen. Da der Führer an die Stelle ihres Ich-Ideals trete, gewinne er über die Massenindividuen eine Macht, die in der Kindheit dem idealisierten Vater zugefallen sei.

Mit Günther Anders (1956) lässt sich das sozialpsychologische Problem, wie politische Führer mit einer Masse interagieren, noch genauer bestimmen: Während Freud unterstellt, dass sich eine Masse nur in Massenversammlungen bilden kann, macht Anders darauf aufmerksam, dass das Radio und das Fernsehen Medien sind, die eine neue Form der Massenbildung bewirken: Die sich etwa unter dem Einfluss des Fernsehens vollziehende Massenbildung finde „in der Einsamkeit“ der eigenen vier Wände statt (S. 104) und wende sich an Fami-

lien oder Singles, die in der Freizeit vor dem Bildschirm Unterhaltung suchen. Obwohl die Welt aufgrund zunehmender Komplexität und Unübersichtlichkeit immer schwerer zu durchschauen sei, überbrücke das Fernsehen alle räumlichen Distanzen und alle sozialen Unterschiede. Denn „schalte ich den Präsidenten ein, so sitzt er, obwohl tausend Meilen von mir entfernt, plötzlich neben mir am Kamin, um mit mir zu plaudern“ (ebd., S. 118).

Die Sackgasse, in die sich ein Psychoanalytiker wie Justin Frank verstrickt, weil er die methodologischen Probleme seiner Studie nicht reflektiert, lässt sich vermeiden, wenn man die sozialpsychologischen Einsichten von Freud und Anders als methodologischen Ausgangspunkt betrachtet, um die symbolischen und symptomatischen Interaktionen des Präsidenten mit seinen Landsleuten zu untersuchen, wie sie sich in der medienvermittelten Öffentlichkeit darstellen. Es geht also nicht darum, was Bush denkt und fühlt, sondern darum, wie er vor der Fernsehkamera redet und sich inszeniert, um seine Landsleute und die Weltöffentlichkeit für seine neokonservative Politik der militärischen Konfrontation einzunehmen.

3. Die in der Tradition der kritischen Theorie stehende psychoanalytisch-sozialpsychologische Fragestellung

Welchen Beitrag ein psychoanalytisches Forschungsprojekt zur Erklärung des Massenphänomens Bush zu leisten vermag, lässt sich am Beispiel der Wiederwahl von George W. Bush im November 2004 veranschaulichen, die exemplarisch illustriert, wie irrational die politische Entscheidung der Mehrzahl der Wählerinnen und Wähler in einer formaldemokratischen Gesellschaft der westlichen Welt ausfallen kann. Die sozialpsychologische Forschung leistet nämlich einen Beitrag zur Beantwortung der Frage, warum 51 Prozent der Wählerinnen und Wähler einem Präsidenten zu einer zweiten Amtsperiode verholfen haben, in dessen Regierungszeit die Staatsverschuldung auf über vier Billionen Dollar stieg und sich der Haushaltsüberschuss von 236 Milliarden Dollar innerhalb von vier Jahren in ein Defizit von 420 Milliarden verwandelte (*Der Spiegel* 8. 11. 2004, S. 146)? Warum haben so viele Amerikaner und Amerikanerinnen einem Präsidenten das Vertrauen ausgesprochen, der sie belogen hatte, um den Irakkrieg zu führen, und dessen moralischer Anspruch, „Freiheit und Demokratie“ in den Nahen Osten zu bringen, spätestens durch die in Guantánamo Bay und Abu Ghureib praktizierten Foltermethoden widerlegt worden war? Warum haben sie Bush geglaubt, dass der Afghanistankrieg und der Irakkrieg die Welt sicherer machen würden, obgleich die militärischen Interventionen im Nahen und Mittleren Osten dazu geführt haben, dass sich immer mehr Muslime dem fanatischen Kampf der islamistischen Terroristen gegen Amerika angeschlossen haben?

Eine Antwort auf diese Fragen vermag ein sozialpsychologisches Forschungsprojekt zu geben, das in der Tradition der von Max Horkheimer (1932) entwickelten kritischen Gesellschaftstheorie die Psychoanalyse als Forschungsinstrument nutzt, um die Frage nach der Bedeutung der Subjektivität zu untersu-

chen, welche in dieser Weise weder die Soziologie noch die Politikwissenschaft beantworten kann²: Wenn die Mehrzahl der Bürgerinnen und Bürger in Amerika nicht ihren sozialen und politischen Interessen entsprechend rational gehandelt hat, dann hat man allen Grund, im Rückgriff auf die Einsichten der Psychoanalyse zu vermuten, dass das irrationale Wahlverhalten ein Resultat der ursprünglich durch die Attentate vom 11. September ausgelösten Gefühle der Angst und des Entsetzens, der Ohnmacht und Wut ist, Affekte, an die Bush im zweiten Präsidentschaftswahlkampf erneut appellierte, um seine Landsleute für die Fortsetzung des Krieges gegen den Terrorismus einzunehmen.

4. Der Gegenstand und die Methode des psychoanalytisch-tiefenhermeneutischen Forschungsprojektes

Die psychoanalytische Frage, wie Bush seine Landsleute für den irrationalen Krieg gegen den Terrorismus mobilisierte, wurde daher in Anschluss an Freud und Anders sozialpsychologisch untersucht, indem exemplarisch ausgewählte Fernsehansprachen von Bush und ihre Wirkung auf das bewusste und unbewusste Erleben eines Publikums zum Gegenstand eines Forschungsprojektes gemacht wurden. Das methodologische Problem, wie sich diese sozialpsychologische Frage mit Hilfe der Psychoanalyse methodisch angemessen durchführen lässt, wurde auf der Grundlage des qualitativ-interpretativen Verständnisses der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft entwickelt, das Alfred Lorenzer in drei Forschungsetappen entwickelt hat:

1. In die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung um die Frage, um was für eine Wissenschaft es sich bei der Psychoanalyse handele, griff Lorenzer ein, indem er Heinz Hartmanns (1927) Einschätzung der Psychoanalyse als „Naturwissenschaft vom Seelischen“ so entschieden kritisierte wie das von Helmut Thomä und Horst Kächele (1970) entwickelte Verständnis der Psychoanalyse als einer nomologischen Psychologie. Vielmehr gehe es bei der Psychoanalyse um eine qualitativ-interpretierende Sozialwissenschaft, welche auf die „Rekonstruktion der inneren Lebensgeschichte des Patienten“ ziele (Lorenzer 1974, S. 154). Im Rückgriff auf eine Bezeichnung von Jürgen Habermas (1968) sprach Lorenzer davon, dass die besondere Leistung der Psychoanalyse eine „Tiefenhermeneutik“ sei, der entsprechend der Analytiker sich eines „szenischen Verstehens“ bediene (vgl. Lorenzer 1970), mit dessen Hilfe sich die Mitteilungen, Träume und Erinnerungen des Analysanden als Inszenierung bewusster und unbewusster Lebensentwürfe (Intentionen, Wünsche, Ängste, Phantasien) verstehen lassen. Das szenische Verstehen vermag verdrängte Lebensentwürfe bewusst zu machen, weil der Analytiker die Mitteilungen des Analysanden über die sich zwischen ihnen szenisch entfaltende Beziehungssituation erschließt, wie sie sich im Zusammenspiel von Übertragung und Gegenübertragung entfaltet.
2. Um die Metaphorik der psychoanalytischen Metapsychologie zu entziffern und die Geschichts- und Gesellschaftsblindheit der Freudschen Begrifflich-

keit aufzuheben, reformulierte Lorenzer (1971, 1972, 1974) die Psychoanalyse als Interaktions- und Sozialisationstheorie. So läuft etwa die sozialwissenschaftliche Reformulierung der Triebtheorie darauf hinaus, dass die Triebe nicht mehr als Instinkte oder als biologisch vorgegebene Naturanlage missverstanden, sondern als Affekte begriffen werden, die das Resultat der Interaktionen des Kindes mit Mutter und Vater in der frühen Kindheit sind. Da die körperbestimmten Bedürfnisse des Kindes sich nur in dem Maße entfalten, wie sie durch das familiäre Interagieren mit den Eltern entwickelt und geformt werden, handelt es sich bei der sich im Verlaufe der frühen Kindheit entwickelnden Triebstruktur (welche die Basisschicht für die sich später entwickelnden Affekte darstellt) ganz im Sinne von Adorno um eine gesellschaftliche hergestellte „zweite Natur“.

3. Um Probleme der psychoanalytischen Sozialpsychologie empirisch zu untersuchen, hat Lorenzer (1986) die Methode der tiefenhermeneutischen Kulturanalyse (vgl. auch König 2000, 2001) entwickelt, die das in der therapeutischen Praxis des psychoanalytischen Interpretierens entwickelte Verfahren des „szenischen Verstehens“ auf soziale und kulturelle Prozesse anwendet und es dem neuen Forschungsgegenstand entsprechend modifiziert: Wie in der therapeutischen Praxis der Analytiker die Worte des Analysanden auf der Grundlage ihrer Wirkung auf das eigene Erleben wirken lässt und sie von der eigenen Gegenübertragung her deutet, so bedient sich die tiefenhermeneutische Kulturanalyse eines Verfahrens der Gruppendiskussion, bei der die Interpreten sich der Wirkung des Textes auf das eigene Erleben aussetzen und sich unter dem Eindruck ihrer emotionalen Reaktionen (Gegenübertragungen) der freien Assoziation überlassen. Die sich so entwickelnden Lesarten werden in der Gruppe erörtert und im Rückgriff auf den Text so lange überprüft und korrigiert, bis sich aus den verschiedenen Verstehenszugängen eine Deutung konstruieren lässt³. Und wie Freud (1900) in der Traumdeutung den latenten Traumgedanken mit Hilfe der Assoziationen erschließt, die der Analysand zum manifesten Trauminhalt entwickelt, so tauschen sich die Teilnehmer der tiefenhermeneutischen Gruppeninterpretation über ihre Assoziationen zum Text aus und lassen sich von ihren Irritationen leiten. Mit dem Begriff der „Irritation“ hebt Lorenzer (1990) auf die emotionalen Reaktionen der Rezipienten auf die Ungereimtheiten, Widersprüche und Inkonsistenzen des Textes ab, die einen Zugang zu dem hinter dem manifesten Sinn verborgenen latenten Sinn erschließen. Während der manifeste Sinn des Textes durch die bewussten Lebensentwürfe⁴ bestimmt wird, die sich im Einklang mit der herrschenden Moral artikulieren, verschaffen sich auf der latenten Bedeutungsebene jene Lebensentwürfe einen Ausdruck, die noch nicht bewusst geworden sind oder aufgrund ihrer sozialen Anstößigkeit wieder verdrängt werden, sich freilich in Konfliktsituationen hinter dem Rücken des bewussten Selbstverständnisses verhaltenswirksam durchsetzen können.

Das diesem Beitrag zugrunde liegende Forschungsprojekt (vgl. König 2008) wurde mit der Lehre am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann W. Goethe-Universität Frankfurt a. M. verbunden. So wurden eine Reihe von Präsidentenreden gemeinsam mit Studierenden der Soziologie und der Politologie szenisch rekonstruiert, die in meinen Seminarveranstaltungen Scheine in Sozialpsychologie erwarben⁵.

Zu welchen Einsichten die psychoanalytisch-tiefenhermeneutische Rekonstruktion der Wirkung dieser Präsidentenreden geführt hat, soll nun anhand von Ausschnitten aus einer Ansprache zum 5. Jahrestag des 11. September vergewärtigt werden.

5. Szenische Rekonstruktion der Fernsehansprache von George W. Bush zum fünften Jahrestag des 11. September

Wenn Bush (2006) zu Beginn der am 11. September 2006 in Washington gehaltenen Ansprache ankündigte, „das Wesen der Bedrohung“ erörtern zu wollen, (S. 179), mit dem die Terroranschläge auf das World Trade Center und das Pentagon konfrontiert hätten, dann übermittelte er seinen Zuhörern die Botschaft, es gehe darum, das *Wesen* hinter der *Erscheinung* der Dinge zu erfassen. Und wenn er fortfuhr, dass „am 11. September (...) unser Land das Gesicht des Bösen“ sah (ebd.), dann wollte der Präsident darauf hinaus, was er im weiteren Verlauf seiner Rede ausführte: Im Terrorismus trete Amerika genau so wie im Faschismus und im Kommunismus „das Böse“ entgegen (S. 184). Ganz in diesem Sinne sprach Bush davon, dass die „Feinde“, die schon „mit Teppichmessern und Flugtickets“ Schreckliches angerichtet haben, damit drohen würden, „noch schrecklichere Anschläge auf uns zu verüben“ (ebd., S. 180). Die Irritation, dass Bush den Attentätern anlastet, nun auch noch „Massenvernichtungswaffen gegen uns“ einsetzen zu wollen, offenbart, dass der Präsident sie nicht als Menschen betrachtet, die bei den Terroranschlägen ihr Leben geopfert haben (ebd.). Vielmehr sieht Bush hinter der bloßen Erscheinung der Attentäter Wesen einer unheimlichen Macht des Bösen, die Selbstmordattentate verübt haben, um nun noch schrecklichere Anschläge zu planen.

Dieser Macht des Bösen setzte Bush die Kräfte des Guten entgegen: „Wir“ haben „jedoch auch etwas typisch Amerikanisches gesehen; ganz normale Bürger“, die „mit außergewöhnlichem Mut handelten“ (ebd. S. 179). „Wir sahen diesen Mut bei Büroangestellten“, die in den Zwillingsstürmen eingeschlossen waren (ebd.). „Wir sahen diesen Mut bei den Passagieren“ des entführten Flugzeugs, die das Cockpit stürmten. Und wir sahen diesen Mut bei den Mitarbeitern des Pentagon“, die „Hilferufenden“ zur Seite standen (ebd., S. 179f.). Ob der Präsident das „Gesicht des Bösen“ betrachtete oder „das Gute“, das im „Mut“ amerikanischer Bürger nach den Attentaten zu Tage getreten sei, durch die mehrfache Wiederholung der Redefigur des „Sehens“ gewann diese Wahrnehmungsweise eine magische Qualität. Das Sehen wurde durch die Wiederholung zu einer ritualisierten Handlung und damit zu einem höheren Akt des Sehens stilisiert, ein Hellsehen, das Zeugnis von dem „Wesentlichen“ ablegte, das sich hinter den Attentaten des 11. September ereignet hatte.

Mit Max Weber (1922a) kann man davon sprechen, dass sich Bush durch das Reden über die Mächte des Guten und des Bösen sowie durch eine ritualisierte Sprechweise, welche die Aufmerksamkeit auf eine höhere Form des Sehens lenkt, als ein Prediger inszenierte, der Anspruch auf eine „charismatische Herrschaft“ erhob (S. 159). Mit dem Charisma ist „eine als außeralltäglich (...) gel-

tende Qualität einer Persönlichkeit“ gemeint, „um deretwillen sie mit übernatürlichen oder übermenschlichen (...) Kräften oder Eigenschaften begabt oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ›Führer‹ gewertet wird“ (Weber 1922 b, S. 140). So präsentierte sich Bush als ein charismatischer Prediger, der das Wesen hinter der Erscheinung auszulegen vermochte, weil er aufgrund seiner magischen Fähigkeit eines höheren Sehens die Himmelszeichen des 11. September deuten konnte.

Wenn er seinen Landsleuten verkündete, dass an diesem Tag „das Gesicht des Bösen“ sichtbar geworden sei, aber zugleich auch die Kräfte des Guten, die sich im Mut eines jeden Amerikaners gezeigt hätten, der dagegen den Kampf aufnahm, dann wirkte Bush als ein charismatischer Prediger, der seinem Volk das Unheil offenbarte, es aber zugleich im Rückgriff auf den Glauben an Gott zu trösten vermochte. Zwar wurde nicht offen ausgesprochen, welche Mächte mit der Rede von Gut und Böse gemeint waren, jedoch vermittelten Anspielungen eine Ahnung von dem Namenlosen, das sich hinter den Terroranschlägen verbarg: Die Worte, dass die Amerikaner am 11. September das „Gesicht des Bösen“ erblickt hätten, verrieten, dass die Terroristen die Handlanger einer dämonischen Macht gewesen seien, deren entfesselte Gewalt sich in den Terroranschlägen gezeigt habe. Das von Bush beschworene „Grauen des 11. September“ (Bush 2006, S. 180) lässt sich daher in die Vorstellung übersetzen, der Teufel habe den Amerikanern an diesem Tag seine Fratze gezeigt. Den Kampf gegen Satan können Menschen aber nur bestehen, wenn Gott ihnen zur Seite steht. Dass am 11. September auch Gott erschien, vermittelte Bush seinen Landsleuten dadurch, dass er in seine Predigt auch folgende Erzählung einbaute. Die Passagiere von Flug 093 hätten den „Mut“ aufgebracht, das Cockpit der von Terroristen entführten Linienmaschine zu stürmen, nachdem sie zuvor „den 23. Psalm beteten“ (ebd., S. 179).

Die sinnlich-bildhaften Vorstellungen, die Bush derart im Erleben der Zuhörer weckte, lassen sich folgendermaßen in Worte übersetzen: Zwar sahen sich die von Terroristen entführten Passagiere in einer „finsternen Schlucht“, aber ganz im Sinne des 23. Psalms fürchteten sie „doch kein Unheil“, weil Gott ihr „Hirte“ war, der sie „auf rechter Bahn“ leitete (Hamp/Stenzel 1997, S. 588). Da sie sich darauf zurück besannen, „im Hause des Herrn“ zu weilen, „solange die Tage währen“ (ebd.), fanden sie den Mut, um sich zur Wehr zu setzen und das Cockpit zu stürmen. So konnten sie den teuflischen Plan der Terroristen vereiteln, das Flugzeug ins Weiße Haus oder ins Kongressgebäude stürzen zu lassen. Und aus demselben Grund werden die Büroangestellten, die in den oberen Stockwerken der brennenden Zwillingstürme eingesperrt waren, den „Mut“ aufgebracht haben, zu Hause anzurufen und sich von ihren Familien ihrem christlichen Gewissen entsprechend mit „Worten voller Trost und Liebe“ zu verabschieden (Bush 2006, S. 179). Denn auch sie müssen sich in den Hochhäusern wie „in finsterner Schlucht“ gefühlt haben, werden aber wiederum ganz im Sinne des 23. Psalms „kein Unheil“ gefürchtet haben, weil sie doch auch im World Trade Center „im Hause des Herrn“ weilten (Hamp/Stenzel 1997, S. 588).

Mit Susanne Langer (1942) kann man davon sprechen, dass Bush die Ereignisse des 11. September nicht auf der diskursiven Symbolebene der Sprache benannte, sondern sich der präsentativen Symbolebene der Bilder bediente, indem er diese Gesehnisse im Rückgriff auf einen biblischen Text deutete, um sich unmittelbar an die Affekte seiner im hohen Maße durch den Glauben an Gott bestimmten Zuhörer und Zuhörerinnen zu wenden. Durch die wiederholt ausgesprochenen und dadurch eine magische Wirkung entfaltenden Worte, was „wir

sehen“, forderte Bush ganz im Sinne des von ihm vertretenen christlichen Fundamentalismus⁶ dazu auf, das, was sich ereignete, mit dem Herzen anzuschauen: „Wir“ haben ein Feuerwerk „gesehen“, in dem sich die entfesselte Gewalt des Bösen so gezeigt habe wie die dagegen aufbegehrende Macht des Guten, die in all den Amerikanern in Erscheinung getreten sei, welche in den Zwillingstürmen und in den entführten Linienflugzeugen den Märtyrertod auf sich nahmen, um für ihren Glauben Zeugnis abzulegen. Das ist die frohe Botschaft, die Bush seinen Landsleuten als ein die Wahrheit „sehender“ charismatischer Prediger am 11. September 2006 verkündete: „Worte voller Trost und Liebe“ (Bush 2006, S. 179), die er für die Opfer fand und die er zugleich den Überlebenden spendete: In den Anschlägen habe sich zwar das „Gesicht des Bösen“ gezeigt (ebd.), jedoch auch die dagegen aufbegehrende Kraft des Guten, die nach den Attentaten des 11. September als Märtyrer geachteten Amerikaner, deren Opfertod Bushs Landsleuten Trost und Hoffnung spenden sollte.

Indem Bush seine Rede mit den Worten „möge Gott Sie segnen“ beendete, unterstrich er noch einmal sein Auftreten als charismatischer Prediger, der seinen Landsleuten das göttliche Wesen hinter der Erscheinung alles Irdischen auslegte: Dass sie den Kampf gegen das Böse erfolgreich führen könnten, weil Amerika mit mutigen „Frauen und Männern“ „gesegnet“ sei (ebd., S. 186), die sich nach den Anschlägen „im Gebet vereint“ hätten, um Kraft zu sammeln (ebd.). Sie könnten den Krieg gegen den Terrorismus „mit Vertrauen“ in den „Willen unserer Bürger“ führen, weil sie „mit dem Glauben an einen liebenden Gott“ ausgestattet seien, „der uns geschaffen habe, um frei zu sein“ (ebd.).

Die Frage, welche Bedeutung im Rahmen der charismatischen Selbstinszenierung als Prediger der magischen Qualität des von Bush beschworenen Sehens beizumessen ist, lässt sich durch einen Vergleich mit den Propheten des Alten Testaments beantworten. Denn Propheten wie Jesaja oder Jeremias verfügten über die außeralltägliche Fähigkeit des Hörens, aufgrund derer sie sich Gottes Wort zu eigen machten und es ihrem Volk predigten. Das Sehen wurde dagegen erst in der Offenbarung des Johannes zur außeralltäglichen Fähigkeit des Predigers. Im umstrittensten Buch des Neuen Testaments geht es nämlich um die Visionen des Johannes, mit denen er seine Gemeinde in einer Zeit der blutigen Verfolgung des Christentums zu trösten suchte. So „sah“ Johannes einen apokalyptischen Endkampf zwischen den Mächten des Guten und des Bösen vor Augen, der die Erde verwüsten und eine Unzahl von Menschen töten werde, bevor Christus Satan vernichten und das Himmelreich auf Erden errichten werde. Wenn Bushs Ansprache auf die magische Qualität des Sehens setzt, dann redet er daher wie der Prediger in der Offenbarung des Johannes.

Das Irritierende an der Botschaft, dass Bush als charismatischer Prediger über die magische Qualität eines außeralltäglichen Sehens verfügt, besteht darin, dass sich seine Anteilnahme an den Ereignissen des 11. September auf das Sehen reduziert. Denn was er an diesem Tag als mediale Ereignisse gemeinsam mit seinen Landsleuten anschaute, führte bei ihm nicht zu einer emotionalen Betroffenheit. So ist der Präsident nicht auf Gefühle der Angst und des Entsetzens, des Schmerzes und der Trauer um die Opfer der Anschläge zu sprechen gekommen. Vielmehr redete er vom „Mut“ der Opfer, die in einer Linienmaschine das Cockpit gestürmt, im Pentagon Hilferufende gerettet und noch angesichts des Todes den überlebenden Verwandten „Trost und Liebe“ gespendet hätten. Derart begeisterte sich Bush für die Vorstellung, die Opfer der Attentate des 11. September als Märtyrer zu betrachten, die für ihren Glauben den Tod auf sich genommen hätten.

Daher lässt sich bei dieser Fernsehansprache das Verhältnis vom manifesten zum latenten Sinn folgendermaßen bestimmen: Manifest ist, dass Bush als charismatischer Prediger vor seinem inneren Auge sah, was er als frohe Botschaft in Worte fasste: Das am 11. September 2001 zu Tage getretene „Gesicht des Bösen“, das durch das Wiederauftauchen Satans auf den Anbruch einer apokalyptischen Zeitenwende verweise. Auf die latente Bedeutungsebene wurden dagegen alle Gefühle der Anteilnahme und der Trauer um die Opfer verbannt. Während der manifeste Sinn der Rede in Bushs grandioser Vorstellung gipfelte, die Opfer des 11. September zu Streitern Gottes zu erklären, die durch ihren Märtyrertod den Weg bereitet hätten, auf dem Amerika in den apokalyptischen Endkampf des Guten mit der Macht des Bösen eingetreten sei, wurden die Zuhörerinnen und Zuhörer auf der latenten Bedeutungsebene dazu gedrängt, sich emotional von den Opfern der Terroranschläge zu distanzieren und Gefühle der Betroffenheit abzuspalten, damit keine Trauer aufkommen konnte.

Über diesen latenten Sinn täuschte der manifeste Sinn hinweg, der noch eine weitere Facette aufweist: Wenn die Amerikaner den Kampf mit Satan „mutig“ aufgenommen haben sollten, weil sie sich auf Gott zurückbesannen, der ihnen ganz im Sinne des 23. Psalms in der Not zur Seite gestanden sei, dann wird auch verständlich, was Bush mit den Worten sagen wollte, „unser Land“ werde durch den 11. September „auf die Probe gestellt“ (Bush 2006, S. 180). Die Anschläge des 11. September brauchten niemand mehr zu belasten, weil Bush sie als eine Bewährungsprobe betrachtete, die Gott den Amerikanern auferlegt habe, um ihren Glauben zu prüfen. So tauchte Bush in dieser Krisenlage als charismatischer Prediger auf, der das von Gott auserwählte Volk in seiner Not durch die Aufforderung retten wollte, sich ganz im Sinne der Toten des 11. September in „Trost und Liebe“ miteinander zu verbinden und „mutig“ den apokalyptischen Kampf gegen das Böse aufzunehmen, damit endlich das Himmelreich auf Erden errichtet werden könnte.

Derart tröstete Bush seine durch die Anschläge entsetzten und mit Gefühlen der Angst und Verzweiflung, der Scham, Schuld und ohnmächtigen Wut reagierenden Landsleute, indem er die Attentate des 11. September zu einer ersten Schlacht der Macht des Guten gegen böse Mächte des Teufels stilisierte.

Die szenische Rekonstruktion der Doppelbödigkeit exemplarisch ausgewählter Redeausschnitte illustriert, wie Bush seine Landsleute in den Jahren nach dem 11. September durch Präsidentenreden sozialisierte, die sich als Ausdruck eines immer wieder das Gleiche beschwörenden Fernsehrituals begreifen lassen. Auf der manifesten Bedeutungsebene seiner Reden gab Bush seinen Landsleuten ihr Selbstbewusstsein und ihren Stolz auf Amerika zurück, indem er die Opfer der Attentate zu Märtyrern stilisierte, an denen sich jeder Bürger ein Beispiel nehmen könnte. Indem Bush es vermied, über die schmerzlichen Affekte zu sprechen, mit denen seine Landsleute auf die Attentate reagierten, verbannte er zugleich die durch die Terroranschläge ausgelösten Selbstzweifel, Gefühle von Angst, Schuld und der Trauer um die Opfer auf die latente Bedeutungsebene. Und indem er auf der manifesten Bedeutungsebene die frohe Botschaft verkündete, dass „Freiheit und Demokratie“ zu verteidigen seien und durch den Krieg gegen den Terrorismus die Welt von der Macht des Bösen zu erlösen sei, machte er die Vorstellung unbewusst, dass die Attentate auch Ausdruck einer Auflehnung gegen eine ungeliebte Supermacht waren, die aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen eine weltweite Hegemonialpolitik betreibt.

6. Theoretisches Begreifen der szenischen Fallrekonstruktion

6.1 Die Präsidentenrede als Beispiel für eine autoritäre Interaktions- und Sozialisationspraxis

Die Analyse wirft die Frage auf, welche theoretischen Schlüsse sich aus den szenischen Rekonstruktionen der exemplarisch untersuchten Präsidentenreden ziehen lassen: Dass sich Bush nicht an die Vernunft seiner Zuhörer wandte, sondern an irrationale Affekte appellierte, lässt sich daran ablesen, dass er in seinen Reden nicht auf die Überzeugungskraft von Argumenten setzte, sondern auf die magische Wirkung einer sinnlich-bildhaften Sprache, die sich ständig der Abwehrmechanismen der Verleugnung, der Projektion und der Spaltung bedient: Indem er die Welt in Gut und Böse *spaltet*, indem er die Aggressivität der amerikanischen Machtpolitik *verleugnet* und die uneingestandene Aggressivität der Eigengruppe auf die skrupellosen Terroristen *projiziert*, erzeugte er ein paranoid-schizoides politisches Klima, in dem sich die gegen Afghanistan und den Irak geführten Kriege als unerlässliche Verteidigungsmaßnahme zum Schutze Amerikas darstellten.

Zudem lassen sich die Präsidentenreden als Fernsehrituale begreifen, vermittelt derer Bush einen politischen Diskurs initiierte, der die für seine Botschaft empfänglichen Zuhörerinnen und Zuhörer auf eine autoritäre Weise sozialisierte. So kann man mit Theodor W. Adorno (1950) davon sprechen, dass das Publikum auf eine autoritäre Weise vereinnahmt wurde. Wie das geschah, soll stichwortartig umrissen werden:

1. Zwar setzte Bush auf „die Macht der Freiheit“ und wollte im Nahen und Mittleren Osten „beim Aufbau einer Demokratie“ helfen (Bush 2006, S. 182f.). Aber wenn er bei den militärischen Interventionen in Afghanistan und im Irak den Tod von Zehntausenden von Menschen billigend in Kauf nahm und sich über die Genfer Konvention hinwegsetzte, um Hunderte von Terrorverdächtigen in Guantánamo Bay und Abu Ghureib jahrelang ohne Anklage inhaftieren und sie dort foltern zu lassen, dann hat er in mehrfacher Hinsicht gegen die Menschenrechte verstoßen. Diese Neigung, für sich moralische Werte in Anspruch zu nehmen, sie jedoch im Umgang mit Anderen ohne Gewissenskonflikt zu verletzen, wird im Rahmen des autoritären Syndroms als „Konventionalismus“ bezeichnet, mit dem eine „starre Bindung an die konventionellen Werte des Mittelstandes“ gemeint ist, die aufgegeben wird, wenn die Umstände es zu erfordern scheinen (Adorno 1950, S. 45).
2. Wenn Bush (2001) von seinen Soldaten forderte, im Krieg gegen den Terrorismus „das höchste Opfer, ihr Leben“ zu geben (S. 2), und er sich für den Brief einer Zehnjährigen begeisterte, die ihm geschrieben hätte, sie würde dem Präsidenten ihren Vater „geben“, der im Dienste der Armee stehe (ebd., S. 3), dann wird deutlich, dass der Präsident nicht nur von seinen Soldaten, sondern auch von Eltern und Kindern die Bereitschaft zur „autoritären Unterwerfung“ unter seinen Willen verlangte. Mit autoritärer Unterwürfigkeit ist die „unkritische Unterwerfung unter idealisierte Autoritäten der Eigengruppe“ gemeint (Adorno 1950, S. 45), zu der das Volk aufgrund ambivalenter

Gefühle gegenüber dem politischen Führer tendiert. Denn ein Präsident, der von seinen Landsleuten um des Krieges willen Gehorsam und Opfer verlangt, löst im Publikum auch „feindselige und rebellische Impulse“ aus (Adorno 1950, S. 50). Aber weil er seine Landsleute als ein charismatischer Führer in der Krisensituation rettet, in die sie durch die Angst, Ohnmacht und Wut auslösenden Attentate des 11. September geraten sind, erweist sich die libidinöse Bindung an den Präsidenten als stärker als die aggressiven Impulse gegen ihn.

3. Wenn Bush (2006) davon sprach, dass die Attentäter des 11. September „unsere Lebensweise (...) zerstören“ wollen (S. 186), weil sie von „einer totalitären Ideologie“ angetrieben werden, „die Freiheit hasst, Toleranz ablehnt und Andersdenkende verachtet“ (ebd., S. 180) – dann konstruierte er ein unheimliches Bild von der Fremdgruppe, das in der Eigengruppe Angst und Schrecken auslöste. Durch dieses Feindbild wurde das Publikum dazu aufgefordert, die aggressiven Impulse, mit denen es auf den bedingungslosen Gehorsam verlangenden Präsidenten reagierte, auf die Terroristen zu verschieben, welche die von ihm in Anspruch genommenen konventionellen Werte missachtet hätten.

„Man könnte sagen, dass in der autoritären Aggression die ursprünglich durch die Autoritäten der Eigengruppe erweckte und gegen sie gerichtete Feindseligkeit auf die Fremdgruppen (verschoben) wird“ (Adorno 1950, S. 51).

Wenn Bush ausführt, dass die Feinde die Freiheit hassen und intolerant sind, dass sie Frauen unterdrücken und sich mit Nuklearwaffen bewaffnen wollen, um den „american way of life“ zu vernichten, dann bedient er sich auch der von Adorno so bezeichneten „autoritären Aggression“, mit der die „Tendenz“ gemeint ist, „nach Menschen Ausschau zu halten, die konventionelle Werte missachten, um sie verurteilen, ablehnen und bestrafen zu können“ (ebd., S. 45).

Der australische Philosoph Peter Singer (2004) ist in seinem Buch über Bushs Ethik zu dem Ergebnis gelangt, dass der amerikanische Präsident ständig über „Gut“ und „Böse“ spricht, aber über keine allgemeinen ethischen Grundsätze verfügt. So reflektiert Singer moralphilosophisch, was sich sozialpsychologisch in Anschluss an Adornos Autoritarismusstudie folgendermaßen erklären lässt: Bush redet ständig von „Gut“ und „Böse“, weil das von ihm abgerufene Syndrom aus *Konventionalismus*, *autoritärer Unterwerfung* und *autoritärer Aggression* insgesamt das Moralproblem berührt: Es geht um Bushs konventionelle Bindung an die Moral des christlichen Fundamentalismus, über die er sich hinwegsetzt, wenn er Kriege führt; es geht um die autoritäre Unterwerfung des Volkes unter Bushs rigide Moral eines fundamentalistischen „Kampfes der Kulturen“ und es geht um die autoritäre Aggression gegen die Feinde, welche gegen die von Bush beschworene Moral verstoßen und daher zu bestrafen seien.

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett (2004) hat angesichts zunehmender Überwachungsmaßnahmen die Frage aufgeworfen, ob nicht die Demokratie in Bushs Amerika entgleise, weil die nach dem 11. September eingeführten Überwachungsmaßnahmen zusehends um sich greifen. Wenn doch die Regierung Bush unter Terrorverdacht geratenen US-BürgerInnen ohne Einschalten der Gerichte die Bürgerrechte aberkennen lassen wolle und „drei der größten islamischen Wohlfahrtseinrichtungen verboten habe, nicht, weil diese irgendetwas verbrochen hätten, sondern weil irgendwann irgendwo etwas passieren könnte“ (S. 2), setze sich dann nicht in Amerika ein „sanfter Faschismus“

durch (ebd.)? Zweifellos ist dieser Vergleich problematisch, weil der Faschismus die demokratischen Institutionen radikal abschafft und sie durch das diktatorische Regime eines Führers und einer Einheitspartei ersetzt, unter deren Herrschaft politische GegnerInnen inhaftiert, gefoltert und getötet werden. Davon kann in den Vereinigten Staaten keine Rede sein, in der sich die Institutionen der formalen Demokratie nach wie vor als stabil genug erweisen, um den Missbrauch der Macht durch die Republikaner zu überleben. Aber wenn man die sozialpsychologische Frage betrachtet, auf welche Weise Bush seine Landsleute für den Krieg gegen den Terrorismus einnimmt, dann ist es unübersehbar, dass er das auf eine so autoritäre Weise tut, wie das für faschistische Führer selbstverständlich ist. Wenn Bushs Wirtschaftspolitik zur Folge hat, dass „das Einkommen der Mittelschicht in demselben Moment, in dem die oberen zehn Prozent ihren Wohlstand extrem steigern“ (ebd.) stagniert und sie sich in „Konsumschulden“ stürzt, die sie nicht begleichen kann (ebd.), dann kann er die Mehrheit nur dadurch an sich binden, dass er die soziale Lage immer wieder zu einem durch den 11. September erzeugten Katastrophenfall erklärt, aufgrund dessen eine bedingungslose Unterordnung unter seinen Willen so unausweichlich erscheint wie die autoritäre Verschiebung der angesichts seiner Innenpolitik aufkommenden feindseligen Impulse gegen die Feinde, die durch den Krieg gegen den Terrorismus vernichtet werden sollen.

Nicht ein „sanfter Faschismus“ ist in Amerika das Problem, sondern ein neokonservativer Autoritarismus, der den Prozess des gesellschaftlichen Wandels blockiert. Es droht kein „sanfter Faschismus“, weil die Regierung Bush kein Interesse daran hat, die demokratischen Institutionen abzuschaffen, die sie im Interesse der eigenen Machtausübung so ausgezeichnet zu funktionalisieren versteht. Das Problem ist vielmehr, dass der in Bushs Amerika herrschende Autoritarismus die Möglichkeiten einer formalen Demokratie blockiert, die ökonomischen, sozialen und politischen Probleme der Gegenwart in der Absicht zu lösen, auf diese Weise auch die in der Zukunft wartenden Herausforderungen angehen zu können. Diesen Weg hat der Autoritarismus der Regierung Bush versperrt, die Milliarden, ja, Billionen von Dollars ausgegeben hat, um zum Scheitern verurteilte Kriege zu führen, welche den Hass der Islamisten auf Amerika und die Zahl der Terroristen ständig vermehrt haben. Doch das interessiert die Regierung Bush nicht, die durch den Krieg gegen den Terrorismus die Interessen der wirtschaftlich und politisch Mächtigen bedient und durch die Bilder, die von Flugzeugträgern und Kampfflugzeugen, von Kriegsschiffen und Raketen, von der Bombardierung und dem Beschuss von Städten und Landschaften im Nahen und Mittleren Osten erzählen, der Weltöffentlichkeit signalisiert hat, dass Amerika entschlossen ist, seinen durch die Terroranschläge vom 11. September 2001 erschütterten Glauben an die eigene Größe und Macht wiederherzustellen.

6.2 Bushs postmoderner Autoritarismus

Am Ende stellt sich die Frage, was das Besondere von Bushs Autoritarismus im Unterschied zu dem autoritären Syndrom ist, das Adorno u.a. (1950) in den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit dem Faschismus erforscht haben. Eine Antwort ergibt sich, sobald man das zeitdiagnostische Problem einbezieht, wie das kulturelle Klima be-

schaffen ist, in dem sich Bush mit seinen charismatischen Selbstinszenierungen an seine Landsleute gewandt hat. Wenn er es genießt zu scherzen, mit den Reportern herumzualbern und über sich selbst Witze zu machen, dann geschieht das auch deshalb, weil seine Selbstdarstellung ein postmodernes Lebensgefühl imitiert, das sich seit Anfang der achtziger Jahre unter dem Einfluss der „fortschreitende(n) ‚Informatisierung und Telematisierung‘ der Lebenswelt durch elektronische Kommunikationsmedien und Datenverarbeitungsprozesse“ entfaltet hat (Kemper 1988, S. 8).

Mit Jean-Francois Lyotard (1979) kann man das postmoderne Bewusstsein der Gegenwart als einen Reflex darauf begreifen, dass angesichts des ungebremsten technologisch-industriellen Fortschritts und der Hochrüstung der modernen Industrienationen, durch welche die Gefahr einer globalen atomaren und ökologischen Katastrophe verewigt wird, die großen, sinnstiftenden Erzählungen der Moderne ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. So versteht Lyotard die Postmoderne als ein aufgeklärtes Bewusstsein über die Moderne, das dem Weltgeschehen keinen universellen Sinn mehr unterlegt, sondern sich von „der Einsicht in die Pluralität letztlich sinnloser Sprachspiele“ leiten lässt, die durch das Erschließen einer Vielfalt neuer, noch unbekannter Lebensformen „Potentiale von ›Freiheit‹ und ›Gerechtigkeit‹“ eröffnen könnten (Georg-Lauer 1988, S. 198).

Wenn aber die von der Postmoderne propagierte „bunte Vielfalt“ von Lebensformen und Deutungsmustern, von Techniken und Theorien (Kemper, 1988, S. 7f.) zu einer beliebigen Kombination heterogener Versatzstücke führt, dann ist ein „Eklektizismus“ die Folge (Welsch 1988, S. 21), der „Indifferenz“ (ebd., S. 30) erzeugt. Hierbei handelt es sich dann um eine Verfallsform der Postmoderne. Betrachtet man aus dieser Perspektive Bushs Reden und Auftritte, dann fällt auf, dass er auf eine spielerische Weise mit unterschiedlichsten Inszenierungen experimentierte, die im Rahmen dieses Beitrags nicht weiter analysiert werden können. Denn Bush hat sein Publikum nicht nur als charismatischer Prediger, sondern auch als charismatischer Feldherr, als charismatischer Politiker, als Cowboy und witziger Komödiant beeindruckt. Bushs öffentliche Auftritte haben so den Glanz eines postmodernen Lebensgefühls durch die Dekonstruktion „des Ganzen“ ausgestrahlt, das in eine „Vielfalt begrenzter und heterogener Sprachspiele“ aufgelöst wurde, „die nicht mehr durch generalistische Einheitsstrategien vereinnahmbar“ waren (Welsch 1988, S. 27). So agierte Bush auf eine postmoderne Weise, indem er mit einer Pluralität divergierender Inszenierungen spielte, die sich in unterschiedlichen politischen Lagen an verschiedene Gruppen von AdressatInnen wandten. Aber wie die szenischen Rekonstruktionen des manifesten und latenten Sinns gezeigt haben, die im Zuge des diesem Aufsatz zugrunde liegenden Forschungsprojektes durchgeführt wurden, entfalteten Bushs Inszenierungen eine vereinnahmende Wirkung, weil gegenläufige Lebensentwürfe unterdrückt und in Anspruch genommene Lebensentwürfe nicht ernst genommen, sondern auf eine beliebige Weise zitiert wurden, um dem Publikum zu gefallen. Wie diese Selbstinszenierungen des Präsidenten beschaffen waren, lässt sich zusammenfassend folgendermaßen umreißen:

1. Wenn Bush sich auf seiner Ranch immer wieder als Cowboy präsentierte, der sich in Auseinandersetzung mit der äußeren Natur selbst schafft (vgl. König 2008, S. 75ff.), dann hat er zwar auf die um den wilden Westen entstandene Mythenbildung zurückgegriffen. Aber diese Inszenierung beruhte zugleich

auf einer Zerstörung der um den amerikanischen Traum entstandenen Bilderwelt. Denn wie Leslie Fiedler (1968) ausgeführt hat, war der die amerikanische Literatur prägende Mythos des Westens dadurch bestimmt, dass der White Anglo-Saxon Protestant (WASP) sich danach sehnte, die jenseits der Zivilisation gelegene Wildnis aufzusuchen, um sich durch die Verbindung mit dem Indianer in einen „neuen Menschen“ zu verwandeln, der weder Weißer noch Rothaut wäre. Wenn dagegen Bush den Westerner imitierte, dann inszenierte er das sinnentleerte Sprachspiel eines Cowboys, der die menschenleeren Weiten des Westens nach der Vernichtung der indigenen Bevölkerung allein kontrolliert und seinen Landbesitz als Angehöriger der herrschenden Klasse genießt.

2. Wenn Bush sich als charismatischer Prediger inszenierte, der am 11. September 2001 das „Gesicht des Bösen“ gesehen habe und das von Gott erwählte Volk zum Kampf gegen teuflische Mächte aufforderte, dann setzte er auf das unsinnige Sprachspiel eines apokalyptischen Kampfes der christlichen Heerscharen gegen die Mächte Satans, eine Inszenierung, welche 60 Millionen fundamentalistischer Christen in Amerika beeindruckte. Doch der dramatische Schein dieser religiösen Selbstinszenierung täuschte über die Realität hinweg, dass Bush sich über das christliche Gebot der Nächstenliebe hinwegsetzte, indem er Kriege führte, um die hegemonialen Interessen der Vereinigten Staaten im Nahen und Mittleren Osten zu verteidigen.
3. Wenn Bush erklärte, dass die amerikanischen Streitkräfte in Afghanistan und im Irak den von ihm beschworenen „Kampf der Kulturen“ austragen, dann präsentierte er sich als Feldherr, der von seinen Soldatinnen und Soldaten bedingungslosen Einsatz verlangte und zugleich von seinem „Stolz“ auf ihre Kampfbereitschaft redete (vgl. König 2008, S. 202 ff.). Doch wenn ihm die zynische Bemerkung unterlief, er würde amerikanische Soldaten „lieber für unser Volk opfern, wissen Sie, statt dem Kongress stundenlang Rechenschaft ablegen zu müssen“ (zitiert nach Frank 2004, S. 131), dann wird deutlich, dass auch die Selbstinszenierung als Feldherr für ihn nur ein unverbindliches Sprachspiel war, aufgrund dessen er sich als Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte doch nicht ernsthaft seinen Soldatinnen und Soldaten verpflichtet fühlte. Diese Einschätzung wird auch durch folgende Beobachtung des amerikanischen Journalisten Bob Woodward (2006) bestätigt. So blieb im 2004 geführten Wahlkampf zur Wiederwahl des Präsidenten „eigentlich nie wirklich Zeit dafür (...), über Politik zu diskutieren“ (S. 446). Daher wurde auch das Thema Irak „nur durch die Wahlkampfbrille gesehen“ (ebd.). „Kein einziges Mal fragte Bush“ Robert D. Blackwill, seinen Koordinator für die Irakpolitik, „wie die Lage im Irak denn wirklich aussehe“ (ebd., S. 447). Obwohl die Gewalt im Irak vor dem Wahltag sprunghaft anstieg und es nach Kriegsende „keine militärische Strategie“ für das Zweistromland gab (ebd.), wirkte sich die sich permanent verschlechternde Lage im Irak nie auf den Wahlkampf aus, weil alle Daten „unter Verschluss gehalten und vor den Wählern verheimlicht wurden“ (ebd., S. 448). So illustriert auch die Gleichgültigkeit gegenüber den im besetzten Irak herrschenden Missständen, dass das öffentliche Auftreten als Oberbefehlshaber nicht bedeutete, dass Bush für die im Irak operierenden amerikanischen Truppen Verantwortung übernahm. Vielmehr handelte es sich auch in diesem Fall um ein schönes Bilder produzierendes Sprachspiel, das nur dazu diente, seine Landsleute für den Präsidenten einzunehmen.

4. Wenn Bush sich als charismatischer Politiker inszenierte, der sich Kindern und Kindeskindern verpflichtet fühlte, weil er durch den Krieg gegen den Terrorismus eine friedlichere Welt schaffen wollte (vgl. König 2008, S. 212 ff.), dann arrangierte er ebenfalls ein widersinniges Sprachspiel. Denn in einer Demokratie setzt ein Staatsmann auf politische Verhandlungen, um die Interessen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen oder auch verschiedenen Staaten durch das Finden eines Kompromisses auszugleichen. Ein demokratisch gewählter Präsident, der sich seinem Volk gegenüber als Politiker verantwortlich fühlt, hätte sich gegen Kriege ausgesprochen, die gegen das Völkerrecht verstoßen, vor allem aus machstrategischen Gründen geführt werden und wie im Irak verheerende destruktive Kräfte entfesselt haben, die vor der militärischen Invasion absehbar waren.
5. Wenn Bush sich über die Lektüre von Büchern lustig machte, Grimassen schnitt (vgl. König 2008, S. 27 ff.), wenn jemand in seiner Anwesenheit einen Vortrag über die fatalen Folgen von Waldbränden hielt (vgl. ebd., S. 136), oder er sich über Feinde mit den Worten amüsierte, man werde im Krieg gegen Afghanistan schon nicht einem Kamel eine 10 Millionen Dollar Rakete „in den Hintern jagen“ (ebd., S. 291), dann setzte er auf ein clowneskes Sprachspiel, das alle anderen Inszenierungen relativierte.

Zusammenfassend heißt das, dass sich in Bushs öffentlichen Auftritten gerade dadurch ein postmodernes Lebensgefühl reproduziert hat, dass er eine Vielzahl von Sprachspielen miteinander kombinierte, die miteinander konkurrieren und sich gegenseitig destruieren: Die Bilder von einem die Wildnis allein durchstreichenden Cowboy, der nicht redet, sondern handelt, widersprachen den Selbstinszenierungen als Prediger, der den Glauben an Gott bemüht, um das Unheil des 11. September abzuwenden. Die christlichen Inszenierungen kollidierten mit der Selbstpräsentation als Feldherr, dem fadenscheinige Gründe reichen, um gegen Afghanistan und den Irak die gigantische Kriegsmaschinerie der einzigen Supermacht einzusetzen. Die militärischen Selbstinszenierungen widersetzten sich der Selbstpräsentation als charismatischer Staatsmann, der auf politische Verhandlungen setzt, um für künftige Generationen eine freiere und friedlichere Welt zu schaffen. Und alle diese sich gegenseitig desymbolisierenden Inszenierungen wurden noch durch die clownesken Einlagen überboten, die darauf hinauslaufen, dass der Präsident seine Landsleute gut unterhalten wollte, damit sie seinen Krieg gegen den Terrorismus unterstützen, mit dem allein es ihm ernst war. So bediente Bush das postmoderne Lebensgefühl, dass „anything goes“, wenn er in seinen Reden und öffentlichen Auftritten auf eine Pluralität heterogener Sprachspiele setzte, die unterschiedlichste Gruppen von Landsleuten ansprachen. Damit wird die Eigenart des von Bush praktizierten Autoritarismus fassbar: Während sich Hitler mit seinen herrischen und besessenen Auftritten bei Massenkundgebungen eines völkischen Autoritarismus bediente und gegen die Juden als Wurzel allen Übels wütete, hat Bush durch eine bunte Vielfalt heterogener Inszenierungen auf einen postmodernen Autoritarismus gesetzt. So hat Bush über zwei Amtsperioden hinweg viele Amerikaner begeistert, weil er durch seine Fernsehansprachen und Selbstinszenierungen das postmoderne Klima medialer Unterhaltungsshow aufgriffen und es zugleich mit der autoritären Aufforderung verknüpft hat, sich seinem präsidialen Willen bedingungslos zu unterwerfen und sich von den durch den 11. September ausgelösten Gefühlen der Angst und Trauer, der Scham und Schuld, der Wut und Rache durch den Krieg gegen den Terro-

rismus zu befreien. Denn die Selbstinszenierungen als charismatischer Führer warben für den Weltanschauungskrieg gegen den internationalen Terrorismus, den Bush zur Wurzel allen Übels auf Erden stilisiert hat.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines am 23.5.2008 auf der DPG-Jahrestagung »Psychoanalyse im Zeichen der Globalisierung« gehaltenen Vortrags.
- 2 So wollte Horkheimer (1932) erforschen, wie es möglich sei, dass »das Handeln numerisch bedeutender sozialer Schichten nicht durch Erkenntnis, sondern durch eine das Bewusstsein verfälschende Triebmotorik bestimmt« werde (S. 59). Während zunächst Erich Fromm (1929, 1936) und späterhin Theodor W. Adorno u.a. (1950) die für antidemokratische Propaganda anfällige autoritäre Persönlichkeit untersuchten, analysierte Leo Löwenthal (1949) die Propagandatricks faschistischer Agitatoren, die rationale Überlegungen durch den Appell an irrationale und unbewusste Wünsche unterlaufen. Und Horkheimer und Adorno (1947) rekonstruierten in der *Dialektik der Aufklärung* die Eigenart der antisemitischen Weltanschauung, die wahnhaft, religiöse und autoritär-nationalistische Versatzstücke miteinander verschmilzt.
- 3 Zu der Frage, wie in der tiefenhermeneutischen Gruppendiskussion Übertragung und Gegenübertragung genutzt werden, um einen Text in der Spannung zwischen einem manifesten und einem latenten Sinn zu rekonstruieren und in welcher Beziehung dieses Verfahren zu der in Balintgruppen praktizierten Technik der Rekonstruktion eines Patientenfalles steht, vergleiche König (1993).
- 4 Der Begriff des *Lebensentwurfs* hebt darauf ab, dass der Gegenstand einer psychoanalytischen Textinterpretation die Intentionen und Interessen, die Wünsche, Ängste und Phantasien sind, welche die Akteure im Interagieren miteinander durch Worte ausdrücken und durch den Gebrauch von Metaphern sowie durch Mimik, Gestik und Tonfall inszenieren.
- 5 Zu der Frage, wie in den universitären Seminaren konkret verfahren wurde, wie groß die Veranstaltungen waren; wie sich die Szenen des Textes als in der Gruppe Gestalt annehmende Szenen reproduzieren, die wiederum Rückschlüsse auf den verborgenen Sinn der szenischen Textfiguren erlauben; und wie die Studierenden eigene Leseerfahrungen durch Tagebuchprotokolle und die Gruppendiskussionen durch Seminarprotokolle festhalten, vergleiche König (2008, S. 35-43, 59, 188-193).
- 6 Im Unterschied zur Theologie der evangelischen und katholischen Kirchen, die sich in ihrem wissenschaftlichen Umgang mit der Bibel um eine historisch-kritische Auslegung bemühen und die Texte der Heiligen Schrift symbolisch interpretieren, fassen die Evangelikalen die Worte der Bibel wörtlich auf. So wie es in der Bibel zu lesen ist, so habe es sich auch in Wirklichkeit zugetragen.

Literatur

- Adorno, T. W./Frenkel-Brunswik, E./Levinson, D. H./Sanford, R. N. (1950): *The Authoritarian Personality*. Studies in Prejudice. Hg. von Horkheimer, M./Flowerman, S. H. New York.
- Adorno, T. W. (1950): *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt a. M. 1973.
- Anders, G. (1956): *Die Antiquiertheit des Menschen*. Band I. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München 1983.
- Armbruster, J. (2002): Warum Mustafa bin Laden gut findet. Reaktionen auf den 11. September in der arabischen Welt. In: Stein, G./Windfuhr, V. (Hrsg.), S. 91-103.

- Bush, G. W. (2001): Am 7. Oktober gehaltene Rede zum Vergeltungsschlag gegen die Taliban und Osama bin Laden. Spiegel online.
- Bush, G. W. (2006): Gedenkrede zum 11. September am 13. 9. 2006. In: König, H.-D. (2008), S. 179-186.
- Dische, I. (2001): Als wir noch Kinder waren. Eine New Yorker Utopie – mitten in der Katastrophe. In: Dienstag 11. September 2001. Reinbek bei Hamburg, S. 24-32.
- El-Gawhary, K. (2002): Der Zwiespalt der Machtlosen. Die Araber und der Westen. In: Stein, G./Windfuhr, V. (Hrsg.), S. 104-114.
- Elter, A. (2005): Die Kriegsverkäufer. Geschichte der US-Propaganda 1917-2005. Frankfurt a. M.
- Erikson, E. H. (1968): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. München 1988.
- Fiedler, L. (1968): Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners. Die Wiedergeburt des Indianers im Bewusstsein des Neuen Westens. Reinbek bei Hamburg 1986.
- Frank, J. A. (2004): Bush auf der Couch. Wie denkt und fühlt George W. Bush? Gießen.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. Studienausgabe Bd. II. Frankfurt a. M. 1972.
- Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: Freud, S.: Studienausgabe, Bd. IX. Frankfurt a. M. 1974, S. 61-134.
- Fromm, E., (1929): Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung. Stuttgart 1983.
- Fromm, E. (1936): Sozialpsychologischer Teil. In: Horkheimer, M. (Hrsg.): Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, 2 Bde. Paris, S. 77-135.
- Georg-Lauer, J. (1988): Das „postmoderne Wissen“ und die Dissens-Theorie von Jean-Francois Lyotard. In: Kemper, P. (Hrsg.), S. 189-206.
- Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M. 1973.
- Hafez, K. (2002): Die irrationale Fehlwahrnehmung des „anderen“. Deutsche und arabische Öffentlichkeitsreaktionen auf den 11. September. In: Stein, G./Windfuhr, V. (Hrsg.), S. 21-246.
- Hamp, V./Stenzel, M. (1997): Das Alte Testament. Augsburg 1998.
- Hartmann, H. (1927): Die Grundlagen der Psychoanalyse. Leipzig.
- Horkheimer, M. (1932): Geschichte und Psychologie. Gesammelte Schriften Bd. 3, Frankfurt a. M. 1988, S. 48-69.
- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1947): Dialektik der Aufklärung. Gesammelte Schriften Bd. 5, hg von G. Schmid Noerr. Frankfurt a. M. 1987, S. 11-290.
- Kemper, P. (Hrsg.) (1988): „Postmoderne“ oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt a. M.
- Klapper, J. T (1960): The Effects of Mass Communication. Glencoe, Ill.
- König, H.-D. (1993): Die Methode der tiefenhermeneutischen Kultursociologie. In: Jung, T./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 190-222.
- König, H.-D. (2000): Tiefenhermeneutik. In: Flick, U./v. Kardoff, E./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 556-568.
- König, H.-D. (2001): Tiefenhermeneutik als Methode psychoanalytischer Kulturforschung. In: Appelsmeyer, H./Billmann-Mahecha, E. (Hrsg.): Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis. Weilerswist, S. 168-194.
- König, H.-D. (2008): George W. Bush und der fanatische Krieg gegen den Terrorismus. Eine psychoanalytische Studie zum Autoritarismus in Amerika. Gießen.
- Langer, S. (1942): Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt a. M. 1984.
- Lazarsfeld, P. F./Berelson, B./Gaudet H. (1944): Wahlen und Wähler. Soziologie des Wahlverhaltens. Neuwied 1969.
- Löwenthal, L. (1949): Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation. In: Schriften Bd. 3, Frankfurt a. M., S. 11-159.
- Lorenzer, A. (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Frankfurt a. M.

- Lorenzer, A. (1971): Symbol, Interaktion und Praxis. In: Lorenzer, A. et al., Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt a. M.
- Lorenzer, A. (1972): Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a. M.
- Lorenzer, A. (1974): Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt a. M.
- Lorenzer, A. (1986): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: König, H.-D./Lorenzer, A. et. al.: Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur, Frankfurt a. M., S. 11-98.
- Lorenzer, A. (1990): Verführung zur Selbstpreisgabe – psychoanalytisch-tiefenhermeneutische Analyse des Gedichtes von Rudolf Alexander Schröder. In: Kulturanalysen 2. Jg., S. 261-277.
- Lyotard, J. F. (1979): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien 2005.
- Merton, R. K. (1957): Social Theory and Social Structure. Glencoe.
- Noelle-Neumann, E. (1980): Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut. München.
- Noelle-Neumann, E./Schulz, W./Wilke, J. (Hrsg.) (1989) Publizistik, Massenkommunikation. Fischer Lexikon. Frankfurt a. M.
- O’Nan, S. (2001): Man muss uns sagen, wer unsere Feinde sind. Der Himmel über dem Pentagon, die Zuschauer zu Idioten geschrumpft: Von Washington über New York nach Hartford, Connecticut. In: Dienstag 11. September 2001. Reinbek bei Hamburg, S. 41-48.
- Schenk, M. (1987): Medienwirkungsforschung.
- Schulz, W. (1982): Ausblick am Ende des Holzweges. Eine Übersicht über die Ansätze der neueren Wirkungsforschung. In: Publizistik 27, S. 49-73.
- Sennett, R. (2004): Wie den Amerikanern das eigene Land unheimlich wird. Droht den USA ein sanfter Faschismus? In: www.jungeautoren.de (Stand: 8. 11. 2004).
- Singer, P. (2004): Der Präsident des Guten und Bösen. Die Ethik George W. Bushs. Erlangen.
- Sontag, S. (2001): Feige waren die Mörder nicht. In: Dienstag 11. September 2001. Reinbek bei Hamburg, S. 33-35.
- Stein, G./Windfuhr, V. (Hrsg.) (2002): Ein Tag im September. 11. 9. 2001. Hintergründe – Folgen – Perspektiven. Heidelberg.
- Thomä, H./Kächele H. (1973): Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung. In: Psyche, 27. Jg., S. 205-236, S. 309-355.
- Weber, M. (1922a): Die drei Typen der legitimen Herrschaft. In: Weber, M.: Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Stuttgart 1973, S. 151-166..
- Weber, M. (1922b): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1980.
- Welsch, W. (1988): „Postmoderne“. Genealogie und Bedeutung eines umstrittenen Begriffs. In: Kemper, P. (Hrsg.): „Postmoderne“ oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt a. M., S. 9-36.
- Wild, S. (2002): Wie liberal ist der Islam? Der 11. September und die „Erfolge“ von Osama bin Laden. In: Stein, G./Windfuhr, V. (Hrsg.), S. 150-162.
- Woodward, B. (2006): Die Macht der Verdrängung. George W. Bush, das Weiße Haus und der Irak. State of Denial. München.